

Noëlle Châtelet

Geliebte Enkelin

aus dem Französischen
von Uli Wittmann

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2013

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel

Au pays des vermeilles

© Éditions du Seuil, Paris

All rights reserved

Aus dem Französischen von Uli Wittmann

© 2011, 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Mohamad Itani –

aus der plainpicture Kollektion Rauschen

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04493-5

Du betrachtetest mich.

Bisher hast du mich nur gesehen. Ich war nur ein Bestandteil deines Lebens, eine Präsenz in deiner Umgebung.

Aber heute siehst du mich mit anderen Augen an.

Die Überraschung des heutigen Vormittags: Du betrachtetest mich. Diesmal blicken mich deine Augen an. Sie scheinen meinen Blick zu ergründen, der ebenso intensiv und fest auf deinen Augen ruht.

Es handelt sich wohl noch nicht um einen richtigen Austausch, sondern eher um eine gemeinsame, gleichzeitige Bereitwilligkeit. Ein glückliches Zusammentreffen. Wir beide teilen jene Körperregung, die man einen Blick nennt, sind in gegenseitiger Betrachtung vereint – und zwar zum ersten Mal.

Bisher weiß von uns beiden nur ich, dass ich deine Großmutter bin und du meine Enkelin. Diese Gewissheit erfüllt mich mit einem Entzücken, das du noch nicht ermessen kannst.

Ich habe den dringenden Wunsch, dich möglichst bald daran teilhaben zu lassen.

Wir haben beide unseren festen Platz.

Ich sage mir: Ich bin die Mutter deines Vaters und du das Kind des Kindes, aber wir wissen beide noch nicht, auf welche Weise wir diesen Platz ausfüllen werden, bis zu welchem Grad an Einverständnis und Erfindungsreichtum. Denn wir müssen sie erfinden, diese universelle und dennoch einzigartige Beziehung, die Milliarden und Abermilliarden von Menschen vor uns erlebt haben, heute erleben oder in Zukunft erleben werden. Aus diesem Band etwas anderes gestalten. Uns bemühen, etwas Einzigartiges daraus zu machen. Ich lächle bei diesem Gedanken. Empfinde verhaltene Freude. Und noch immer sind deine weit aufgerissenen Augen auf die meinen gerichtet, als folgten sie insgeheim meinen Gedanken, obwohl sie in Wirklichkeit natürlich mit etwas ganz anderem beschäftigt sind.

Mit etwas ganz anderem ... So? Womit denn?

Ich habe den dringenden Wunsch, möglichst bald an diesem anderen teilzuhaben.

Nun mal langsam. Nur keine Hast. Im Gegenteil, sich Zeit nehmen. Nein. Sie sich nicht »nehmen«. Sich Zeit lassen, ihr freien Lauf lassen. Ich sage mir: Setz die Zeit nicht mehr unter Druck mit deiner Ungeduld, aber zieh sie auch nicht in die Länge. Lass dich von ihr tragen.

Vor der Wiege, aus der mich das Kind des Kindes anblickt, sage ich mir: Ich möchte mich von dieser Zeit, die keinen Zwang mehr kennt, leiten lassen.

Von ihr leiten lassen?

Lange habe ich auf dich gewartet.

Wer weiß, ob ich nicht seit meinem ersten Schrei auf dich gewartet habe, als hätte ich erraten, dass du eines Tages wie ein Echo darauf antworten würdest, als hätte ich schon immer die etwas verrückte Hoffnung gehegt, durch dich ein wenig von dem wiederzufinden, was ich zwangsläufig über mich selbst vergessen habe.

Denn natürlich habe ich vieles vergessen. Das Wesentliche? Oder habe ich es verlernt?

Mein Kopf erlaubt mir nicht, mir all das zu vergegenwärtigen, was vorher war. Vor dem, was das Gedächtnis bewahrt hat. Er verbietet es mir gewissermaßen. Er verschleiert, was er nicht sowieso schon verdrängt hat. Wir haben nicht das Glück, uns an das zu erinnern, was der Erinnerung vorausgeht. Vergrabene Schätze. Doch sind sie für immer verloren?

Unser Gedächtnis scheint unfähig zu sein, bis zu ihnen vorzudringen, sie aus dem Schlupfwinkel erster Wahrheit, intimen Wissens hervorzuholen.

Muss man sich damit abfinden, die frühesten Körperempfindungen, die ältesten Spuren unserer Gedanken, die fernsten Bruchstücke unseres kindlichen Bewusstseins niemals wiederzufinden?

Ich bin nur ungern bereit, das zu akzeptieren. Vor allem heute, denn angesichts der sich beschleunigenden Zeit wird es immer dringlicher, sie aufzuhalten und ihr dort nachzuspüren, wo sie sich uns bisher entzogen hat.

Eine Aufgabe, die deine Ankunft noch dringender gemacht hat und für die ich dich in gewisser Weise gewählt habe, weißt du, kleines Mädchen, und zwar mit der Überzeugung, dass es um etwas geht, das möglicherweise größer ist als wir selbst.

Denn ich habe mir immer vorgestellt, dass uns nur ein anderes Ich in jene unberührbaren Breiten, in das vergessene, ursprüngliche Land der frühen Kindheit führen kann. Und nun, nachdem wir den ersten Blick gewechselt haben ... die Intuition: Vielleicht könntest du das ja sein!

Ist das Kind des eigenen Kindes nicht ein mögliches anderes Ich?

Wenn das so sein sollte, könnte es gut sein, dass du, ohne es zu wissen, mich auf dem Weg in die Vergangenheit geleitest und dass im wiedergefundenen Land der Überraschungen, im Wunderland, auch ich es lerne, eine Alice zu werden.

Sie ist also da. Ist zur Welt gekommen.

Im gleichen Monat wie ihr Vater, fast am gleichen Tag, während die Knospen sprießen – wie schon für ihn das Vorzeichen für einen Neubeginn.

Mutter, dir bin ich diesen Bericht schuldig, dir als Großmutter meines Sohnes, als heutige Urgroßmutter, dir als Hebamme, die weiß, was eine Geburt bedeutet, und die diese nicht miterlebt hat ...

Das kleine Mädchen hat das Morgengrauen gewählt, nach einer Nacht, in der ich zwischen Raum und Zeit, zwischen Neuem und Altbekanntem umhergeirrt bin.

»Zur Welt kommen« ... Welche Worte könnten besser den unerhörten Moment des Übergangs ausdrücken, des langsamen, extremen und dennoch ruhigen Hinübergleitens, bei dem seine Mutter, wie man mir gesagt hat, das Kind folgsam aus dem warmen, abgeschirmten Dunkel des Inneren ins grelle Licht der Außenwelt gepresst hat, wo sein Vater es mit klopfendem Herzen erwartete?

Ein Ereignis, das als solches bereits als »freudig«

bezeichnet wird. Eine seit Langem erhoffte und erwartete Begebenheit. Eine Ankunft, die schon so oft vorhergesehen und vorweggenommen worden ist, dass die Nachricht, als sie die Nächsten endlich erreicht, wie eine Bombe einschlägt.

»Zur Welt bringen«, »zur Welt kommen«, Worte, die du mir schon als kleines Mädchen beigebracht hast, sowohl in ihrer technischen wie emotionalen Bedeutung – als etwas Einfaches, zugleich aber so Großartiges, dass es etwas Sakrales bekommt.

Die Nacht, die dem Morgengrauen vorausging, in dem das Kind zur Welt kam, hatte also für mich etwas Sakrales.

Du kennst mich ja: Ein Ritual war daher erforderlich.

Ich habe vorsichtig kleine fischförmige Kerzen in eine Schale mit klarem Wasser gelegt, die schwimmend die Stunden anzeigten. Sie funkelten lange, ehe sie eine nach der anderen auf dem Nachttisch verlöschten und mit tanzendem Licht den Weg des Kindes begleiteten, den ich mir in meinem Schlafzimmer vorstellte, demselben Zimmer, in dem ich vor sechs Jahren – schon sechs Jahre! – dein *Aus-der-Welt-Gehen*, deinen selbst erwählten Tod, deine Erlösung in Gedanken verfolgt habe, aber nicht mehr wie damals vor Entsetzen und Schmerz zusammengekrümmt, sondern diesmal auf dem Rücken liegend, mit vor Freude ausgestrecktem Körper, quer auf dem endlos wirkenden breiten Bett, und jede Parzelle meines leichten Fleisches schien zu schweben, gewiegt

zu werden, als sei auch ich ein Wachsfisch mit festlichem Licht.

Zu diesem freudigen Fest habe ich dich eingeladen, Mutter.

Die Hand meines Sohns ist eine Männerhand.

Nicht nur, weil er jetzt Vater ist, sondern weil du, meine Enkelin, sein soeben geborenes Kind, fast vollständig darin Platz findest.

Auf seiner Handfläche schlafend, wobei dein hübscher perlmutterfarbener Kopf auf dem Kissen seines Handgelenks ruht, am Zusammenfluss der bläulichen Venen, die das Herz stärker klopfen lassen, so stellt dein Vater dich uns vor.

Er streckt uns stolz diese ungewöhnliche Wiege entgegen, die er mit sicherer, natürlicher Geste hin und her bewegt, als wolle er für dich hier draußen den Kokon des Inneren nachbilden, in dem dich deine Mutter mit dem gleichen sanften Schaukeln im Leib trug.

Auch ihr Gesicht ist perlmutterfarben und von schimmernder Blässe, als käme sie von einer Reise zurück, einer geheimen Reise, deren Schönheit ihre Züge noch erhellt. Zugleich zeichnet sich auf ihnen eine Spur von sanfter Ermattung ab, die für junge Wöchnerinnen charakteristisch ist.

Ich darf dich, etwas unbeholfen vor Rührung, in die Arme nehmen.

Umwälzung der Zeit.

Eine Zeit, in der andere vertraute Gesichter vorüberziehen und miteinander verschmelzen. Kaum habe ich dich entdeckt, da suche ich schon in dir nach bekannten Zügen, nach Ähnlichkeiten.

Spiel der Übereinstimmungen. Die Notwendigkeit, dich von vornherein in eine Linie einzuordnen, etwas in dir wiederzuerkennen, obwohl ich doch gerade erst mit dir Bekanntschaft mache, vielleicht, um die Verunsicherung zu bannen, die das Neuartige hervorruft, um die verblüffende, fantastische Wirklichkeit anzuerkennen oder einfach aus Schüchternheit.

Denn dein junges Dasein schüchtert mich tatsächlich ein.

Aber dahinter ... dahinter steckt eine gewisse Verwirrung. Eine Verwirrung, als hätte ich mich plötzlich verirrt oder begänne zu fantasieren, denn während ich dich im Arm halte – wobei mir deine Besonderheit, die Gewissheit deiner einzigartigen Existenz durchaus bewusst ist –, halte ich gleichzeitig deinen Vater im Arm, deinen Vater, der wie du soeben zur Welt gekommen, gewaschen, in Windeln gewickelt und nach dem Trubel seiner Geburt nun endlich besänftigt ist. Und auch ich bin besänftigt und dennoch verblüfft, verwirrt über das ungewohnte Gewicht seines Körpers in meinen Armen, über diese mir noch unbekannt Wärme beim Kon-

takt mit meiner Haut und vor allem über das totale Zutrauen dieses kleinen Wesens, das sich ganz den Armen jener jungen Frau überlässt, die ich damals war ...

Sollte diese ungewohnte Empfindung der Verunsicherung, diese Verwirrung der Sinne, dieses erlaubte, unzensierte Wechselspiel der Seele etwas damit zu tun haben, dass ich nun Großmutter bin?

In der Abenddämmerung höre ich zu, wie du weinst. Ich nehme deinen Weinkrampf nicht nur wahr, sondern höre, wie schon gesagt, ihm zu. Mit der gleichen Konzentration, mit der ich Musik höre oder gelegentlich dem Prasseln des Hagels gegen die Fensterscheiben lausche, aufmerksam, auf nichts anderes achtend als auf diese schrillen, fast wilden Schreie, die im Ohr gellen und mir unerklärlich sind.

Das Geschrei eines Säuglings hat keinerlei Ähnlichkeit mit anderen Formen des Weinens. Es ist derart disproportioniert, dass es jeder Vernunft widerspricht.

Ich habe nie die ersten Weinkrämpfe deines Vaters vergessen. Ich habe mich viel zu lange dazu zwingen müssen, sie zu ertragen, denn damals gehörte es zum guten Ton, Babys schreien zu lassen, weil das angeblich ihre »Lungen stärken«, ein grässlich funktioneller, unmenschlicher Ausdruck, den ich schließlich auf meine Weise ignoriert habe, indem ich das bezaubernde kleine Brülläffchen zu den sogenannten

Spitzenzeiten nicht mehr systematisch in sein Zimmer einschloss, sondern es bei den ersten misstönenden Schreien bei uns ließ, mitten im Wohnzimmer, während sein Vater und ich unserer jeweiligen Beschäftigung nachgingen, und schon bald wurden wir dafür mit leisem Geplapper belohnt, das allen zugutekam ...

Während das Tageslicht allmählich der Dunkelheit weicht, ruft dein unsinniges Geschrei bei mir eher Verwunderung als Ärger hervor. Deshalb höre ich ihm anders zu als früher, mit anderen Ohren.

Der Platz, den ich einnehme, ist weder der deiner Mutter noch der eines Kindermädchens noch der von irgendjemand anderem. Ein besonderer Platz zum Zuhören in der Arena der Zeit; eine originelle Warte, die sich mit keiner anderen vergleichen lässt. Auf einmal ermesse ich den Abstand, den alle Großmütter kennen und als Privileg ansehen.

Aus dieser Entfernung möchte ich zum Beispiel wissen und wenn möglich verstehen, wie nur eine solche Distanz es erlaubt, warum du so heftig weinst, kleines Mädchen, dass du nach Atem ringst ...

Als eine Freundin einen Weisen fragte, warum Neugeborene nach der Geburt so herzzerreißend weinen, erhielt sie die Antwort: »Weil sie das Wissen verloren haben.«

Was verstärkt bloß diese Tränen? Hat es etwas mit diesem möglichen Verlust zu tun, der, wenn das wirklich stimmen sollte, tatsächlich grundlegend wäre?

Von dem Platz, an dem ich mich befinde, von dieser neuen Warte aus, frage ich mich nicht, ob du nicht zufällig hungrig oder durstig bist, ob dir kalt oder warm ist oder ob du vielleicht Bauchschmerzen hast – ich spüre, dass du weder hungrig noch durstig bist, dass dir weder kalt noch warm ist und du auch keine Bauchschmerzen hast – ich stelle mir die Frage anders. In der Hoffnung auf eine Antwort klopfe ich an eine andere Tür. Hämmere gegen eine andere Wand, die ebenso vom Geschrei erzittert und der Vernunft trotzt.

Auf Zehenspitzen nähere ich mich dir und betrachte deine Wut ...

Dein Mund ist so weit aufgerissen, dass dein Gesicht fast dahinter verschwindet. Deine Stirn, deine Augen, dein vor Zorn knallrotes faltiges Kinn lassen deinen Mund noch größer erscheinen. Du bist nur noch ein schreiender Mund. Du bist ein Schrei.

Wie das berühmte Bild von Munch, dessen allumfassender Schrei alles Unglück, alles Leid dieser Welt auszudrücken scheint, ist dein Mund nur noch Leid. Verzweiflung. Auch deine kleinen geballten Fäuste sind verzweifelt und fuchteln in der Luft, außer Rand und Band, bis du kurz vor dem Ersticken bist. Man hat dich ausgestoßen, jetzt stößt du Schreie aus. Allein. Unendlich allein.

Am Fuß deiner Wiege erlebe ich meine eigene Ohnmacht mit. Meine Hände ballen sich zu Fäusten. Werden auch sie in der Luft fuchteln, außer Rand und Band?

Ein schwindelerregendes Zurückdrehen der Zeit:
Ich bin Mund, ich bin Schrei.

Ich sehe mich brüllen, allein, unendlich allein, vor
dem Rätsel des Lebens.

Ich bin knapp zwei Monate alt.

Aber wie wirst du mich nennen?

Wie wird mein Name lauten, mein Name als Großmutter?

Für die Eltern ist es im Allgemeinen einfach: »Papa«, »Mama«. Das versteht sich von selbst. Aber die Großeltern? Wie sollen sie sich bezeichnen? Wie sollen sie sich am besten nennen lassen? Eine entzückende Qual.

Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Die Sache hat etwas ungemein Spielerisches. Alles ist erlaubt bei dieser witzigen, fröhlichen Taufe, über die immer wieder nachgedacht wird.

Aber dieses ulkige Spiel hat auch etwas Tiefergehendes, Feierliches, denn diese Schöpfung, dieses zur Welt gebrachte neue Wort wird sich verkörpern, Gestalt annehmen und mit dir größer werden, dein Leben begleiten, sich an deine Schritte heften: dein ganzes Leben lang, mein ganzes Leben lang, und selbst noch darüber hinaus, wenn ich nicht mehr bin.

Es ist keine Kleinigkeit, sich einen Namen auszu-

denken, der zu einem passt, heute und später. Einen Namen, der uns schon jetzt verbindet, und zwar für immer.

Ich kenne nichts Vergleichbares, es sei denn, den ebenso spielerischen, ebenso feierlichen Moment, in dem ich mich für den Namen einer Romanfigur in einem noch ungeschriebenen Buch entscheide. Denn von dieser Wahl hängt, wie ich weiß, der Ton und die Färbung des entstehenden Textes ab und vor allem, ja vor allem anderen das enge Band, das mich mit dieser Figur und seinem Schicksal verbinden wird. Unsere Nähe, unsere zukünftige Vertrautheit sind schon in diesem Namen enthalten.

Um die richtige Wahl meines Namens zu treffen, meines Namens als Großmutter, muss ich diesmal daher einen kurzen Blick in die Zukunft werfen ...

Ich sehe schon, wie wir beide auf demselben Holzpferd sitzen, auf einem Karussell aus früheren Zeiten, du vor mir, an die Zügel geklammert, bebend vor Freude und Furcht, und ich hinter dir, beide Hände um deine Taille gelegt, um dich festzuhalten.

Und wir lachen gemeinsam, das Lachen der Kindheit.

Mein Name? Deine Mama gibt mir einen Tipp. Ihre Wahl ist wichtig. So etwas wie »ma Nonno« oder ... »Mano«? ...

Mano ... Ich schlüpfe in diesen Namen hinein. Drehe und wende mich und lasse mich von ihm umhüllen. Jetzt bin ich drin. Ich fühle mich darin

wohl ... »Mano« wird es also sein. Der Name gefällt mir.

Und für deinen Großvater, der nicht der Vater deines Vaters ist und gern das Wort Vater in seinem Namen hätte, soll es »Pèruli«* sein.

Der Name gefällt mir.

Jetzt hängt alles von dir ab, kleines Mädchen.

* Vateruli

Mutter, du weißt es. Du wusstest, was es bedeutet, »Großmutter« zu sein.

Dieses Wort hat für dich einen Sinn bekommen, und das verdankst du uns, deinen Söhnen und Töchtern, die dich Schub für Schub dorthin gebracht haben, bis auf diesen Platz.

Es entsprach dem »Lauf der Dinge«, wie du so gern sagtest, dass wir dich zur Großmutter gemacht haben. Du warst, bist und wirst für alle deine Enkelkinder und deren Nachkommen »Grand-Ma« sein. Für mein Kind bist du im gleichen Augenblick »Grand-Ma« geworden, in dem ich Mutter wurde. Du hast es ganz feucht auf meinen erstaunten Bauch gelegt. Diese doppelte Metamorphose haben wir gemeinsam genossen, dem »Lauf der Dinge« gemäß. Jahrelang hat sie unserem Mutter-Tochter-Dialog Nahrung gegeben, bis zu deinem selbst gewählten Tod ...

Und nun entdecke ich Schritt für Schritt, was es bedeutet, »Großmutter« zu sein. Von Überraschung zu Überraschung tappe ich ins Unbekannte. Von